

Eine schöne Überraschung

Der Jazzfreund wendet sich mit Grausen. Alles an diesem Unternehmen ruft schlimmste Befürchtungen hervor. Jazzler mit einem Streichquartett: das war doch alles schon mal da, *way back in the fifties*, als Gunther Schuller und John Lewis an ihrem sogenannten Third Stream herumproböbeln und, wenn auch anders herum, Charles Mingus, der in seiner Autobiografie **BENEATH THE UNDERDOG** eine grössere Abhandlung über die geschlechtsspezifische Anbindung von Steichinstrumenten verfasst hatte: Etwas für kleine Mädchen, schrien sie ihm in Watts nach, wenn er mit seinem Cellokasten unterwegs war, und für weisse dazu. Für den wilden Mingus Grund genug, die Sache erst recht zu versuchen.

Streicher repräsentieren, abgesehen einmal vom Belcanto, das abendländische Klangideal schlechthin: den normierten, einem Ideal unterworfenen Klang. Das ist, zunächst einmal, das Gegenteil von Jazz, in welchem sich Individualität nicht nur in der Phrasierung des Improvisators ausdrückt, sondern auch in seinem ganz persönlichen und ganz speziellen Ton. Die Verschmelzungsversuche, die in alchemistischen Experimenten Feuer und Wasser verheiraten oder Hund und Katze paaren wollten, waren fast ausnahmslos Veredelungsanstrengungen von Ziergärtnern. Kamen sie vom Jazz, war da so etwas am Werke wie ein kultureller kollektiver Minderwertigkeitskomplex (endlich auch anerkannt werden als Kunst, auch in Frack und Schlips auf die europäischen Konzertpodien oder in die **CARNEGIE HALL**). Es gab eine Zeit, da wollte der Jazz seriös werden, und die Third Streamers sprühten ihm reichlich Deodorant unter die Achseln, auf dass er den strengen Geruch von Bordell und Baumwollplantagen verliere.

Das will uns heute allenfalls rührend erscheinen. Es gibt so etwas wie eine Third Stream-Renaissance, aber gewissermassen aus entgegengesetztem Anlass: Weil der Jazz längst zu einer kulturellen Selbstverständlichkeit geworden ist, erhofft sich der erschlafte E-Musik-Betrieb von ihm ein paar Revitalisierungen. Dass der sich dabei meist an Positionen hält, die auch schon wieder museal gesicherte Werte repräsentieren, steht auf einem andern Blatt. Das zweite Motiv der neuen Jazz-E-Fusionsversuche: In der Öffnung des Jazz aus einer afro-amerikanischen Spezialität auf eine Weltmusik hin (was immer das heisst), haben die Abendländer entdeckt, dass auch ihre jüngere eigene Vergangenheit nicht nur eine Schande sein müsse; dass es sich möglicherweise lohne, diese einzubringen als eine andere Art von *roots*.

So ist die Formation des Basler Bassisten Stephan Kurmann, **STRINGS**, eine doppelt schöne Überraschung. Sie versucht etwas anderes als die hinvergiftete Fortsetzung serieller Avantgarde und ist doch mehr als jener Jazz mit Sauce, der uns Anno Adenauer so schwer im Magen lag. **STRINGS** (so heisst auch die erste Platte der Formation) liegt nun seit einem knappen Jahr vor. Die Gruppe hat sich weiter entwickelt, aber das Opus I ist noch immer zu empfehlen, auch wenn wir auf die Fortsetzung besonders gespannt sind. Kurmanns Geheimnis ist einfach: Er hat von beiden Bereichen wirklich eine Ahnung, vom Jazz und von der E-Musik, und seine **STRINGS** sind etwas anderes als jenes Jazz-Solist-plus-Rhythmik-plus-Streicher-continuo-Schema, das schon langweilig war, als es erfunden wurde. Kurmann ist selbst ein valabler Bassist, der solistisch etwas zu sagen hat, nicht gerade ein voller Ersatz für das an die Westküste ausgewanderte organische Bassgenie Isla Eckinger, aber doch einer aus der Richtung. Und er schreibt für seine Streicher Arrangements, die mehr sind als auf vier umgewälzte und aufgedonnerte Pianobegleitakkorde. Das entwickelt einen ziemlichen Punch, wenn auch nicht gerade die Komplexität eines Bartók-Quartetts. Die Vermutung ist erlaubt, die vier Fiedler würden sich auch mal bloss so zum Vergnügen Jazz anhören, sagen wir mal jenes Wahnsinnssextett von George Russell (einer der vitaleren Referenzpunkte aus dem historischen Third Stream), mit Don Ellis und Dophy. Dessen Komposition **Ezz-Thetic** taucht auch hier auf (wie schon beim Wiener Trompeter Franz Koglmann, der sich auf ansonsten eher anspruchsvollerem Niveau um Ähnliches bemüht). Kurmann verlässt sich auf die gemässigten Zonen des humanen Postbop, für welche hier der wunderbare Andy Scherrer steht (auf dem Sopran- und Tenorsaxofon), einer jener seltenen Bläser, die das Kunststück schaffen, gleichzeitig souverän und rücksichtsvoll zu klingen. Der dritte Jazzler ist der Drummer Doug Hammond, er treibt der Sache vollends den letzten Anstrich von akademischer Behäbigkeit aus. Die vier Streicher Alejandro Rutkausakas, Annette Rüegg, Monique Fornallaz und Andreas Plattner: Sie klingen wirklich engagiert und zusammen und, vor allem, lustvoll.

Strings - Stephan Kurmann Strings - TCB